

Thomas Welskopp

Ende der Arbeiterbewegung – Neuorientierung der Arbeitergeschichte?

Zu neueren Veröffentlichungen in der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte

Konflikt und Kooperation. Strategien europäischer Gewerkschaften im 20. Jahrhundert. Für das Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung hrsg. von Werner Abelshäuser, Klartext, Essen 1988, 214 S., kart., 18,- DM.

Probleme der Herausbildung und politischen Formierung der Arbeiterklasse, hrsg. von Helmut Konrad im Auftrag der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (= ITH-Tagungsberichte 25), Europaverlag, Wien/Zürich 1989, 228 S., kart., 28,- DM.

Arno Herzig/Günter Trautmann (Hrsg.), »Der kühnen Bahn nur folgen wir . . .«. Ursprünge, Erfolge und Grenzen der Arbeiterbewegung in Deutschland, Bd. 1: Entstehung und Wandel der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 2: Arbeiter und technischer Wandel in der Hafenstadt Hamburg, Reidar-Verlag, Hamburg 1989, 354 und 342 S., geb., je 29,80 DM.

Anlaß und Thema der hier vorgestellten Publikationen ist eine Krise, die das Schlagwort vom »Ende der Arbeiterbewegung« nur höchst unvollständig beschreibt. Denn tatsächlich scheint es sich um eine dreifache Krise zu handeln: 1. die Wandlung der Industriegesellschaft zur »Dienstleistungsgesellschaft«, die mit dem Industriefacharbeiter den Organisationen der Arbeiterbewegung ihr klassisches Rekrutierungspotential zu entziehen droht; 2. das Scheitern der marxistischen Arbeiterbewegung und die Organisations- und Strategieprobleme sozialistischer und sozialdemokratischer Gewerkschaften und Parteien angesichts eines Kapitalismus, der sich über alle bisherigen Vorstellungen hinaus als äußerst anpassungsfähig und übermächtig zu erweisen scheint, und 3. schließlich die Krise des orthodoxen Marxismus und des Neomarxismus im Gefolge der Studentenbewegung als Gesellschaftstheorie und als theoretisches Gerüst für die Arbeitergeschichte der letzten zwanzig Jahre. In unterschiedlichem Maße sind die drei Veröffentlichungen, um die es hier geht, selbst Symptom dieser theoretischen und methodischen Krise oder aber ermutigende Zeichen einer Neuorientierung der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte auf ihre Erweiterung zu einer international vergleichenden Geschichte industrieller Gesellschaften. Den dadurch möglichen Gewinn an »allgemeiner Aufklärung« über die Funktionsweise und Entwicklung industriekapitalistischer Gesellschaften wird man sicherlich mit dem »Abschied vom Proletariat« erkaufen müssen, allerdings im Sinne des traditionellen enggefaßten politischen Kampfbegriffes. Nur über diesen Prozeß der Öffnung und Selbstaufklärung aber wird man auch Strukturprobleme und Zukunftsstrategien der gegenwärtigen Arbeiterorganisationen genauer bestimmen können als mit den modischen diagnostischen Befunden von der »entstrukturierten Klassengesellschaft« (Peter A. Berger) und einem individualisierten Zusammenleben »jenseits von Stand und Klasse« (Ulrich Beck).

Solche griffigen Erklärungen der unbestreitbaren tiefen Struktur- und Orientierungskrise eines ganzen Systems organisierter Interessenvertretung der Arbeiterschaft Europas und Nordamerikas basieren letztlich auf einem traditionellen historiographischen Bild des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, dessen theoretische und methodische Grundlagen sich nun verstärkt als fragwürdig und dessen Konturen sich wohl als allzu stark durchgezeichnet erweisen werden. Sie sind historisch blind. Aber wenn Sozialgeschichte der Arbeiterschaft zur Krisendiagnose taugen soll, wird eine Neureflexion und Reformulierung zentraler Konzepte und Fragestellungen notwendig, um die sich die Beiträge der hier besprochenen Bände organisieren. Hierbei handelt es sich in erster Linie um das Konzept der »Klasse«, um den Begriff des »Klassenbewußtseins«, um das Verhältnis von Basis und Organisation, um »Arbeiterkultur« und »Proletariat«. Eine neue Diskussion dieser Konzepte ist auch deshalb notwendig, weil sie bislang von – zwar nicht allen, aber vielen – Spielarten der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte eher als stillschweigender ideologischer Konsensus behandelt wurden denn als Erklärungskonzept, dessen theoretische Grundlagen erst zu klären sind.

Eine solche Neuorientierung ist allenthalben schon zu beobachten: Viel mehr als früher rückt der Betrieb in das Zentrum der Analyse, und Detailuntersuchungen von »Arbeitsbeziehungen« und »Industrial Relations« ersetzen die Stereotypen des »taylorisierten« und »fordisierten« »Massenarbeiters«. Bisher unbeachtete Arbeitergruppen wie im folgenden besonders die Werft- und Hafenarbeiter Hamburgs ziehen das Interesse auf sich. Das katholische Arbeitermilieu verliert allmählich den Ruch des »falschen Bewußtseins«. Und der Milieubegriff ist in der Lage, Phänomene der »Arbeiterkultur« aus dem Ghetto einer per se als widerständig definierten, romantisierten und teilweise ahistorisch-ontologisch aufgefaßten »Volkskultur« zu befreien, in das einige Ansätze der Alltagsgeschichte sie gesperrt haben.

Der vom Bochumer Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung herausgegebene Sammelband über »Konflikt und Kooperation. Strategien europäischer Gewerkschaften im 20. Jahrhundert« behandelt in zwei Einleitungsaufsätzen (*Werner Abelshausen, Helga Grebing*) und neun Länderstudien die historische Dimension der gegenwärtigen Krise gewerkschaftlicher Interessenvertretung im europäischen Vergleich. Abelshausen entwirft in seiner Einleitung eine doppelte Fragestellung: Zum einen seien verschiedene Muster von Gewerkschaftsbewegungen und -strategien über alle Gemeinsamkeiten hinweg durch Spezifika ihrer institutionellen Ausformungen im Kontext besonderer ökonomischer und politischer Rahmenbedingungen geprägt. Diese Unterschiede gelte es in ihrer historischen Entwicklung zu rekonstruieren, um die unterschiedliche Erfolgsbilanz dieser Typen gewerkschaftlicher Interessenvertretung erklären zu können. Zum anderen könne man davon ausgehen, daß sich diese institutionell verfestigten Typen als unterschiedlich geeignet erweisen, der aktuellen Strukturkrise zu begegnen. Durch einen internationalen Vergleich ließen sich somit erfolgversprechende Strategien auch für die Zukunft der Gewerkschaften aus dem untauglich gewordenen Paket traditioneller Gewerkschaftspolitik identifizieren und herauslösen.

*Helga Grebing*s Bilanz der Situation europäischer und nordamerikanischer Arbeiterbewegungen nimmt diesen Vorschlag, Organisationstypen und Verhaltensmuster nationaler Gewerkschaften zu vergleichen, nicht auf. Ihr Beitrag reaktiviert vielmehr einen emphatischen, nirgends definierten Begriff des Arbeiteraktivismus und der Konfliktbereitschaft als einziges Beurteilungskriterium, um mit dessen Hilfe ein äußerst pessimistisches Bild der Politikfähigkeit und des emanzipatorischen Potentials europäischer Gewerkschaftsbewegungen, mit Ausnahme vielleicht Italiens, zu zeichnen. Aber Radikalität und Konfliktbereitschaft sind sicherlich nicht schon per se Anzeichen einer gesunden und zukunftssträchtigen Gewerkschaftsbewegung, ebenso wie Form, Stärke und gesellschaftliche Position nationaler Arbeiterbewegungen weder ein direkt ablesbares Gradmaß für das Klassenbe-

wußtsein der Arbeiterschaft sind, noch sich aus diesem die institutionelle Gestalt der jeweiligen Arbeiterbewegung schlüssig ableiten läßt. Aber nicht nur die normativen Setzungen in diesem Beitrag sind wenig plausibel. Eine theoretische und methodische Erschließung des Themas, mit dem sich die Beiträge des Sammelbandes beschäftigen, unterbleibt. Im Grunde bezieht Grebing die historische Dimension der Krisenbewältigung nur ganz am Rande ein. Dort aber, wie bei ihrer Interpretation der Schwäche amerikanischer Gewerkschaften, wirkt der historische Rekurs schematisch und überholt, als ob es die amerikanische Sozial- und Arbeitergeschichtsschreibung der letzten zwanzig Jahre nicht gegeben hätte. Und neomarxistische Versatzstücke wie das Konzept des »Massenarbeiters« verdecken die Punkte, an denen eine sozialhistorische Analyse erst anzusetzen hätte. So bleibt Grebings Eingangsfrage, wie sich in der Krise eine »neue Linke« schlüssig begründen ließe, unbeantwortet.

Der Nutzen der Länderbeiträge variiert mit dem Maß, in dem sich die Autoren auf die gemeinsame Fragestellung eingelassen haben. *Gordon A. Philips* Studie über britische Gewerkschaften ist hier hervorzuheben, da sie sich systematisch auf die Beziehung zwischen Staat und Gewerkschaften konzentriert und plausibel macht, daß die gewerkschaftsfreundliche staatliche Politik der Nichteinmischung in Tarifverhältnisse entscheidend war für die starke Stellung der Gewerkschaften in der britischen Gesellschaft seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieser parteiübergreifende liberale Konsensus zerbrach unter dem Druck der zahllosen Streiks, die unter den Labour-Regierungen der 1970er Jahre wichtige Verkehrs- und Versorgungssektoren lahmlegten. Die lockere Berufsverbandsstruktur der britischen Gewerkschaften ließ eine wirksame Integration und eine verbindliche Festlegung auf einen einheitlichen politischen Kurs nicht zu. Dies alles erklärte, so Philips, vor dem Hintergrund der Krise, die Toleranz der Öffentlichkeit und sogar von Teilen der Arbeiterschaft für die radikale Antigewerkschaftspolitik der Thatcher-Regierung. Die weitgehende Konzentration auf Organisationsgeschichte im engeren Sinne ist in den Beiträgen über das »skandinavische Modell« (Schweden, Finnland, Norwegen und Dänemark) nicht unbedingt folgenreich, da die Verflechtung von Sozialdemokratie, politischem System und Gewerkschaften, die früh öffentliche Funktionen übernahmen, plausibel als besondere politische Charakterzüge dieses Modells skizziert werden. Weitaus weniger deutlich wird in diesen Beiträgen aber, warum die skandinavischen Gewerkschaften so frühzeitig als Tarifpartner Anerkennung fanden und wie die Stärke der Gewerkschaften ungelerner Arbeiter und Arbeiterinnen zu erklären ist, die in keinem anderen europäischen Land Parallelen hat. Hier fehlt die sozialhistorische Erweiterung, die den traditionellen organisationsgeschichtlichen Ansätzen zu höherer Deutungskapazität verhelfen könnte.

Die Beiträge über Frankreich und Italien erklären die Fortexistenz politischer Richtungsgewerkschaften in der Nachkriegszeit mit den Folgen von Kollaboration und Faschismus. Die Spaltung der Gewerkschaftsbewegungen blieb folgenreich wegen des kontinuierlich hohen Grades der Politisierung der Gewerkschaften in beiden Ländern, die sich in Frankreich aus dem Kampf um Anerkennung und die Orientierung der Gewerkschaften auf staatliche Wirtschaftssektoren erklärt und in Italien aus dem Zwang, den industrialisierten Norden und den armen Süden organisatorisch zu integrieren.

*Carlo da Fonseca*s Analyse des Anarcho-Syndikalismus in Spanien und Portugal dagegen leidet spürbar unter der verengten Perspektive der Organisationsgeschichte. Denn ein sozialhistorischer Ansatz hätte die durchaus im europäischen Kontext vergleichbare Bewegung stark basisgeprägter Handwerker-gewerkschaften von ihrer besonderen Antistaatlichkeit in diesen Ländern mit ihren repressiven politischen Systemen und eingeschränktem Wahlrecht trennen können, die den Betriebssyndikalismus, den es auch in anderen Ländern gab, zum Anarcho-Syndikalismus machte. Diese Interpretation zu verfolgen, wäre weit aufschlußreicher gewesen als der pauschale Hinweis auf die Rückständigkeit Spaniens und Portugals und die Betonung der Defizite dieser Bewegung aus marxistischer Perspektive.

Wie oft bei Tagungen und Sammelbänden, so wird auch in diesem Fall mit dem Nebeneinanderstellen von Länderstudien ein echter Vergleich nicht geleistet und der komparatistische Anspruch nicht eingelöst. Besonders unbefriedigend ist das Fehlen einer Zusammenfassung oder Bilanz, die die einzelnen Interpretationsfäden hätte verknüpfen können. Im Grunde werden z. T. interessante Einzelergebnisse vorgetragen (z. B. *Horst Lademacher* über die Niederlande), der Verzicht auf eine wirklich vergleichende Arbeitsweise führt aber zu einer Reihung nationaler Sonderfälle als Folge besonders hervorgehobener, als prägend bewerteter institutioneller Formationsperioden, deren Konsequenzen für die aktuelle Situation der Gewerkschaften in der Krise, mit Ausnahme des Falles Großbritannien und vielleicht Frankreich, nicht deutlich wird, da es hier ungelöste methodische Zurechnungsprobleme gibt. Es käme, nimmt man Abelshausers Vorstellung ernst, auf die Bildung einer Strukturtypologie europäischer Gewerkschaften an, deren Ausprägungen jeweils mehr Fälle umfassen müßte als eine Nation. Aber diese Interpretationsleistung bleibt dem Leser überlassen.

Es stellt sich die Frage, ob eine solche Aufgabe überhaupt von einem verbandsgeschichtlichen Ansatz zu leisten ist, der sich nur zögernd strukturellen, d. h. organisationstheoretischen Konzepten öffnet. Bei der gewählten Problemstellung erscheinen im Hinblick auf die vergleichende Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zentrale Phänomene frag- und analysenswert, die bei der organisationshistorischen Arbeitsweise ohne weiteres als geklärt vorausgesetzt werden. Das wechselvolle Verhältnis zwischen Basis und Organisation, Betrieb und Gewerkschaft, Verband und Arbeitgeber, Parteien und Staat müßte systematisch untersucht werden, ebenso die strukturellen Ressourcen und Grenzen verschiedener Organisationsformen wie Industriegewerkschaft oder Berufsverband. Das erfordert eine sozialhistorische Analyse von Gewerkschaften und ihrer Rolle in industriellen Gesellschaften, eine moderne Organisationsgeschichte, die vom Sozialen her argumentiert und mit organisationssoziologischen und politischen Elementen angereichert ist. An einer organisationssoziologischen Erweiterung mangelt es auch sozialhistorischen Ansätzen noch oft. Aber es ginge hier z. B. um die historische Analyse von Konsequenzen, die daraus folgen, daß Institutionen nicht selten die Umstände ihrer Entstehung überdauern, sich als Organisationsangebote für andere Gruppen ganz unterschiedlich bewähren und sich einem zähen Kampf um Umgestaltung und Erhaltung ihrer Wirkungsfähigkeit aussetzen müssen, unter Rahmenbedingungen, deren Veränderung ebenfalls gravierende neue Probleme aufwirft. Aus dieser Perspektive ließen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede gewichten, und manche nationale Besonderheit erschiene nur als funktionales Äquivalent. Nach Lektüre des vorliegenden Bandes allerdings konstatiert der Historiker einmal mehr das Defizit an Erklärungskraft, das mit dem Auseinanderfallen von Sozial- und Arbeiterbewegungsgeschichte einhergeht, und der Gewerkschafter sucht neue Perspektiven in der Krise vergebens.

Deutlich zutage tritt die Krise der vorrangig politischen Arbeiterbewegungsgeschichte im Sammelband der *Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung über »Probleme der Herausbildung und politischen Formierung der Arbeiterklasse«*. Der Band, von *Helmut Konrad* herausgegeben, versammelt zwanzig Tagungsbeiträge der 24. Linzer Konferenz von 1988. Auch bei diesen Beiträgen handelt es sich, mit Ausnahme der Aufsätze von *John Breuilly* (*The Making of the European Working Class*) und *Anna Zarnowska* (Ost-mitteuropäische Besonderheiten) um Länder- und Regionalstudien ohne direkt vergleichende Perspektive. Geographische Schwerpunkte sind Ost- und Südosteuropa mit neun und erklärtermaßen die Dritte Welt mit fünf Beiträgen (Irak, Indien, China und ein Überblick über die Entwicklung in Afrika). Daneben enthält das Tagungsprotokoll Aufsätze über Österreich (*Helmut Konrad*), Portugal (*Carlos da Fonseca*), Spanien (*Antonio Elorza*) und Finnland (*Perti Haapala* und *Simo Laaksovirta*).

Für die Beurteilung der Länderstudien ist das Datum der Tagung nicht ohne Interesse.

Angesichts der gesellschaftlichen Umwälzungen in Osteuropa muß die Mehrzahl der Aufsätze inzwischen anachronistisch wirken. Die fast durchweg orthodoxe marxistisch-leninistische Terminologie trägt deutlich dogmatische Züge. So werden zentrale Konzepte wie das der »Arbeiterklasse« zum Prokrustesbett, das die Konturen der vorgestellten Gesellschaften bis zur Unkenntlichkeit verschwimmen läßt. Da proletarische Klassenbildung ohne weiteres nicht als Erklärungskonzept, sondern als universeller Entwicklungstrend vorausgesetzt wird, erscheinen nationale und regionale Besonderheiten nur als zeitliche Verschiebungen oder als hemmende, retardierende und störende Faktoren. Differenzierte Einzelergebnisse, wie die regional unterschiedlich dauerhafte antiklerikale Gemeinsamkeit zwischen Liberalen und Arbeiterbewegung in Österreich (*Konrad*), die Funktion der jüdischen Gemeinde in Rußland als soziale Ressource einer ethnischen Arbeiterbewegung (*Mishkinsky*) und *Dlugoborskis* Warnung, das katholische Milieu der ethnisch gemischten Berg- und Hüttenregionen Osteuropas »pauschal als Hindernis für die Entwicklung der Arbeiterbewegung zu verurteilen [. . .]« (S. 65), drohen in einem Wust dogmatischer Formulierungen der anderen Beiträge unterzugehen. Im Grunde wird das strenge Raster, das die orthodoxe Klassentheorie über die Geschichte dieser Gesellschaften legt, nur noch regional koloriert. Das gilt leider in besonderem Maße auch für die Beiträge über Asien und Afrika. Die begründete Absicht, die herrschende eurozentrische Nabelschau aufzubrechen, führt sich ad absurdum, wenn ebenso eurozentrische Formeln lediglich auf außereuropäische Räume projiziert werden.

John Breuillys Beitrag dagegen liest sich wie ein Kommentar der Defizite dieses Sammelbandes. Obwohl er einen Vergleich des zeitlichen Verlaufs von Klassenbildungsprozessen in England, Frankreich und Deutschland ankündigt, liefert er im folgenden statt dessen eher eine höchst willkommene theoretische und methodische Diskussion: Denn indem er zeigt, wie stark Periodisierungen des Klassenbildungsprozesses oder Aussagen über »Destrukturierungsprozesse« von Klassen von dem abhängen, was Historiker unter »the making of the working class« verstehen, argumentiert er zu recht, wie wenig geklärt bislang zentrale Konzepte wie »Klasse«, »Klassenbildung« und selbst so grundlegende sozialtheoretische Vorstellungen wie das Verhältnis von »Struktur« und »Handeln« in der Sozial- und Arbeitergeschichte sind. Eine solche Klärung aber hält Breuilly für unbedingt geboten.

Solange ein orthodoxer oder aber diffuser marxistischer Klassenbegriff eher als ideologische Grundkonstante fungiert denn als reflektiertes theoretisches Instrument, können zwei gegensätzliche Konzepte von »Klasse« unbefragt nebeneinander bestehen: Grob skizziert geht es um den soziologischen Strukturbegriff einer durch den kapitalistischen Produktionsprozeß in Klassen geteilten Gesellschaft einerseits, um die Organisation und ideologische Ausrichtung entlang der »Klassenlinie« andererseits, die »Klasse« erst zum politischen Projekt und Produkt bewußten Arbeiterhandelns werden läßt. Breuilly deckt die Defizite dieser zweiten Sichtweise auf: Die Marxsche Formel des Weges von der »Klasse an sich« zur »Klasse für sich« hat als dialektische Konstruktion eher politischen Programmcharakter als theoretische Erklärungskraft. Selbst die Ansätze einer sozialhistorischen »Vertheoretisierung« dieses Konzeptes durch die Differenzierung verschiedener »Ebenen« des Klassenbildungsprozesses, wie sie Hartmut Zwahr, Jürgen Kocka und Ira Katznelson vorgenommen haben, sieht Breuilly als nicht voll geeignet an, um eine zentrale theoretische Schwäche auszugleichen: Über den im Produktionsprozeß angelegten Widerspruch der Interessen von Kapital und Arbeit hinaus hat das Konzept wenig modellimmanente Deutungskraft für die konkreten Phänomene der gewerkschaftlichen und politischen Interessenvertretung, ihre Entstehungs- und Handlungsbedingungen, ihre Zielsetzungen und ihre Durchsetzungskraft.

Dies ist der Grund für die fatale Rolle, die die Konstruktion des »Klassenbewußtseins« in der gegenwärtigen Arbeiterhistoriographie oft spielt. »Klassenbewußtsein« ist dann nämlich unverzichtbar, um zwischen »Lage« und »Organisation« zu vermitteln, um die

objektive Merkmalsreihe und subjektives »Verhalten« zusammenzubringen. Umgekehrt sollen Existenz und Stärke von Organisationen ein griffiges Gradmaß für die Bewertung liefern, inwieweit die historischen Subjekte ihre »Mission« auch verstanden haben. Abgesehen von den unzähligen empirischen Problemen, die diese Konstruktion aufwirft, ist sie auch theoretisch höchst unbefriedigend: Sie reduziert einen komplexen sozialen und kulturellen Vorgang auf eine rein intentionale, fast voluntaristische Erklärung, die »Bewußtsein« und Ergebnis des Handelns direkt verknüpft. Sie behandelt die so verschiedenartigen historisch konkreten Organisationsformen und Parteibildungen als direkten Ausfluß von »Klassenbewußtsein« und blendet damit die oben bereits angesprochenen organisationssoziologischen Aspekte völlig aus. Sie setzt soziale und politische Aktionen von Organisationen, die immer nur Teile der Arbeiterschaft erfaßt haben, mit »Klassenhandeln« gleich. Die komplexen Prozesse der Steuerung kollektiven Handelns erscheinen so als Aktionen einer sozialen Entität. Und schließlich reduziert sie die historischen Subjekte in ihren komplexen Handlungsfeldern und Deutungszusammenhängen ihrer Umwelt zu »eindimensionalen« Persönlichkeiten – eine Vorstellung, die Historiker für sich selbst kaum akzeptieren würden. Im Grunde unterschätzt diese Sichtweise sogar die Probleme gewerkschaftlicher und parteipolitischer Organisation und die organisatorische Leistung der Arbeiterbewegung in den Gesellschaften des 19. Jahrhunderts, die Zeitgenossen sicherlich nicht als weniger »individualisiert« und »unübersichtlich« empfunden haben als die Theoretiker der »entstrukturierten Klassengesellschaft« die heutige.

Breilly fordert dagegen die konsequente – und im Grunde bescheidene – Fassung des Klassenkonzeptes als Strukturbegriff, der ein zentrales Gliederungsprinzip industrieller Gesellschaften bezeichnet: »Class is an objective position within an economic structure before all else« (S. 14). Die konkreten Formen der Klassenbeziehungen und ihre sozialen, kulturellen und politischen Konsequenzen sind für ihn historisch *erklärungsbedürftig*, wenn auch nicht ohne Rückbezug auf die gesellschaftliche Klassenstruktur *erklärbar*. Ein solcher Ansatz fordert eine typologisierende, vergleichende Betrachtung, und die charakteristische Form der Interpretation ist die synchrone und diachrone Typologie. Er fordert die Anerkennung der Komplexität historischer Gesellschaften, die eben auch andere Gliederungsprinzipien aufweisen wie Geschlechterbeziehungen, familiale, ethnische, religiöse und nationale Strukturen, deren Einfluß zwar teilweise konkurrieren kann, die sich aber in der Regel überlagern und sich deshalb nicht gegeneinander ausspielen, nicht auf Entweder-oder-Alternativen für die historische Interpretation reduzieren lassen. Er fordert Arbeitergeschichte als Geschichte sozialer Beziehungen auch zwischen gesellschaftlichen Sozialgruppen und schließlich die Erweiterung von der sozialen Geschichte einer politischen Bewegung zu einer Geschichte der Arbeiterschaft in industriellen Gesellschaften, zu einer gesellschaftsgeschichtlichen Perspektive.

Ansätze zu einer solchen theoretischen und methodischen Neuorientierung werden in den beiden von *Arno Herzig* und *Günter Trautmann* herausgegebenen Bänden in Umrissen sichtbar. Obwohl Band 1 Aufsätze von großer thematischer Spannweite versammelt, ist ein roter Faden zu erkennen, der die Themen zusammenhält: Es ist die Erfahrung der Arbeiterbewegung in der Krise, die Arbeitergeschichte eine veränderte Perspektive vermitteln und nach Angeboten für die Interpretation dieser Krise suchen läßt. Dieser Bezug begründet auch die erfreulicherweise in beiden Bänden durchgehaltene zeitliche Erstreckung der Analyse bis zur Gegenwart.

Der erste Band über »Entstehung und Wandel der deutschen Arbeiterbewegung« konzentriert sich auf zwei Problemkreise: die Formation der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in den 1860er und 1870er Jahren und die Situation von Gewerkschaften und SPD in einer Phase krisenhaften gesellschaftlichen Wandels einschließlich ihrer theoretischen und methodischen Konsequenzen – für die politische Praxis und für die Arbeitergeschichte.

Nachdrücklich zeichnen die Beiträge von *Rudolf Boch*, *Hartmut Zwahr* und *Dieter Dowe* das städtische oder in gewerblichen Verdichtungsräumen wie dem Bergischen Land angesiedelte kommerzialisierte Handwerk als das Milieu nach, in dem Arbeitervereine und Lassallesche Deutungsangebote zuerst Wurzeln schlugen. Während aber die Formel von einer »handwerklichen Phase« der Arbeiterbewegungen in Europa seit einigen Jahren Eingang in die Arbeitergeschichtsschreibung gefunden hat und ein Stück weit die traditionelle »Lücke zwischen Handwerker- und Arbeitergeschichte« (*Jürgen Kocka*) geschlossen hat, wird deutlich, daß selbst diese Vorstellung noch eine zu lineare Entwicklungslogik von der handwerklichen zu einer sie ablösenden industriellen Arbeiterbewegung unterstellt. Das ist das Thema der Debatte, die *Christiane Eisenberg* und *Rudolf Boch* in diesem Band aufnehmen: Eisenberg entwickelt im deutsch-englischen Vergleich die These vom Bruch mit den älteren handwerklichen Organisationsstrukturen, den die Gründung des ADAV bedeutet habe, während der englische Chartismus von einer breiten handwerklichen Gewerkschaftsbewegung getragen wurde, die seinen Niedergang überdauerte. Boch wendet sich gegen diese Sicht von der »Traditionslosigkeit« des ADAV und interpretiert ihn als ideologisches Deutungs- und Organisationsangebot für die hochqualifizierten Handwerker-Arbeiter vor allem des Bergischen Landes, die seit langem eine »handwerkliche Gegenkultur« besaßen, aus zünftigen Ansätzen eine berufsorientierte »spontane« Gewerkschaftsbewegung entwickelten und für die das Lassallesche Programm eine plausible, wenn auch punktuelle, Umsetzung ihrer Erfahrungen und Wertmuster im Prozeß der zunehmenden kapitalistischen Überformung ihrer Produktionsbeziehungen war.

Beide Interpretationen sind im Grunde weniger gegensätzlich, als man auf den ersten Blick vermuten könnte. Vielmehr ist hier neben dem internationalen Vergleich, dessen ungeheuren Wert Eisenbergs Beitrag verdeutlicht, eine in die Tiefe gehende sozialhistorische Typologie gefordert. Während davon auszugehen ist, daß die Strukturen handwerklicher Milieus in jedem Fall auch wertvolle soziale Ressourcen für eine gewerkschaftliche und politische Interessenvertretung boten, galten für die obrigkeitlich überformten städtischen Handwerke mit ihrem starken Meister-Geselle-Gegensatz sicherlich andere Organisationsbedingungen als für die homogenen Produktionsmilieus gewerblicher Verdichtungsräume oder für Gewerbe wie die der Buchdrucker und Maschinenbauer, die selbstbewußten »Gewinner« der frühen Industrialisierung. Eine solche Typologie könnte charakteristische Formen von Beziehungen im innerbetrieblichen, außerbetrieblichen und politisch-organisatorischen Handlungsfeld herausarbeiten, die auch die unterschiedliche Form und Funktion von Organisationsangeboten für diese Milieus erklären. Die dezidiert außerbetriebliche Organisationsform des »Vereins«, die *Toni Offermann* untersucht, ist ein hier einzuordnender Aspekt, der auch ebenso das Verhältnis von Basis und Organisation als Institution beleuchtet wie das erst allmähliche Einschwenken Lassalles auf eine Arbeiterklientel im engeren Sinne, das *Shlomo Na'aman* behandelt oder die selektive Kontinuität vorindustrieller Protestformen in der frühen Arbeiterbewegung (*Arno Herzig*).

Den Bogen zur Gegenwart schlagen die interessanten Aufsätze von *Thomas Meyer* über den Fortschrittsoptimismus und die hohe Technikakzeptanz in der reformistischen Sozialdemokratie und *Mario Telós* international vergleichende Analyse der mangelnden Durchsetzungsfähigkeit keynesianischer Krisenlösungsstrategien in der Weimarer Sozialdemokratie beim Ausbruch der Weltwirtschaftskrise. Eher konventionell sind die Überblicksartikel über die Entwicklung der SPD (*Günter Trautmann*) und der Gewerkschaften (*Jürgen Hoffmann*), doch besticht *Horst Heimanns* Aufsatz über das »Ende der Arbeiterbewegung«, der ein solches Ende nur in der Krise des Marxismus in der Spielart der Neuen Linken erblicken kann und den vielzitierten »Abschied vom Proletariat« eher als enttäuschte Abwendung der studentenbewegten Intellektuellen von ihrem Forschungsgegenstand und Hoffnungsträger sieht.

Josef Moosers und *Birgit Mahnkopfs* theorieorientierte Beiträge greifen die Themen auf,

die John Breuilly so pointiert angesprochen hat, und sie argumentieren in die gleiche Richtung. Das Klassenkonzept, so Mooser, lasse sich nur retten, wenn man ihm die Bürde des politischen Kampfbegriffes nehme und es sozialhistorisch fundiere. Dazu gehöre, »Proletarität« als historisch veränderlichen und durchaus überwindbaren Zustand zu begreifen und nicht als Merkmalskonstante der Arbeiterexistenz schlechthin. Er geht konform mit Mahnkopf, wenn er die Entromantisierung des Arbeiterkulturbegriffes fordert und Erfolge der Arbeiterschaft in der Emanzipation zum selbstbewußten »Staatsbürger« nicht mit dem pauschalen Vorwurf der »Verbürgerlichung« gleichsetzen will. In beiden Beiträgen wird der von Breuilly eindrucksvoll vorgezeichnete Trend einer Neuorientierung deutlich, die Arbeitergeschichte als typologisierende Analyse sozialer Beziehungen in den innerbetrieblichen, außerbetrieblichen und politisch-organisatorischen Handlungsfeldern kennzeichnet und Vielfalt und Komplexität anerkennt, ohne gesamtgesellschaftliche Organisationsprinzipien wie die Klassenstruktur aus den Augen zu verlieren.

Der zweite Band dieser Publikation über »Arbeiter und technische[n] Wandel in der Hafenstadt Hamburg« führt die Fruchtbarkeit eines solchen Ansatzes exemplarisch vor Augen. Neben soliden, z. T. auch vergleichenden Studien über die Hamburger Arbeiterbewegung (*John Breuilly, Helga Kutz-Bauer*) sind es vor allem die Beiträge über Werft- und Hafenarbeiter, die die erstaunliche »Betriebs-Blindheit« überwinden, die weitgehende Ausblendung der konkreten Arbeitsbeziehungen und »Industrial Relations«, die viele traditionelle Formen der Arbeitergeschichtsschreibung immer noch charakterisiert. Sie skizzieren zwei recht eigenständige Milieus, typische Konstellationen von Beziehungsmustern im Betrieb, im Wohnviertel, zu Arbeitgebern und gewerkschaftlicher wie politischer Arbeiterbewegung.

Bei den Werftarbeitern prägte der Übergang vom Holz- zum Eisenschiffbau den schnellen und umfassenden Wandel von Berufs- und Betriebsstrukturen. Mit gelernten Metallhandwerkern traditioneller Art kooperierten hier Berufsgruppen, die erst mit dem technischen Wandel entstanden, z. T. hochqualifizierte Arbeiterkategorien wie die Eisenschiffbauer, deren Ausbildungsgang »on the job« und Qualifikationsprofil mit den klassischen Kategorien »Facharbeiter« versus »Ungelernte« nicht recht zu fassen war. Qualifikation wurde hier zu einem Feld des sozialen Kampfes um Definitionsmacht, um Kontrolle des Arbeitsmarktes und um die Identität einer neuentstehenden sozialen Gruppe (*Johanna Meyer-Lenz*). Der hocharbeitsteilige Produktionsprozeß, der die reibungslose Kooperation spezialisierter Arbeitsgruppen erforderte und die Leistung der Gruppe vom koordinierten Beitrag jedes einzelnen Mitglieds abhängig machte, bot den Werftarbeitern eine Basis für kollektives Selbstbewußtsein, und die Gruppenstrukturen erleichterten die informelle Ausbildung solidarischer Netzwerke. Höchst interessant ist, daß *Hans-Joachim Bieber* hierin die soziale Wurzel für industriegewerkschaftliche, berufsübergreifende, auf die Kolonne und den Betrieb ausgerichtete Organisationsansätze sieht, für die der Deutsche Metallarbeiterverband seit 1891 zum Sammelbecken wurde. Er schildert die durchaus spannungsreichen Beziehungen zwischen Werftarbeiterbasis, Funktionären des DMV, Resten berufsverbandlicher Strukturen und anderen im DMV organisierten Arbeitergruppen. Zudem kann er zeigen, wie abhängig die Durchsetzungsfähigkeit der Gewerkschaft von der jeweiligen Unternehmensstruktur der Werften und dem Organisationsgrad der Arbeitgeber war. Die Entstehung von Großunternehmen und die Bildung schlagkräftiger Arbeitgeberverbände unter der Führung des Werftbesitzers Hermann Blohm verschlechterten die Machtposition der Werftarbeiter. Die aggressive Antigewerkschaftspolitik der Arbeitgeber aber, die »schwarze Listen« und präventive Massenaussperrungen zu offensiven Kampfinstrumenten machten, hatte in einer Zeit internationaler Spannungen und auf vollen Touren laufender Konjunktur langfristig nichtintendierte Folgen: 1910 sahen sie sich u. a. infolge staatlichen Drucks zur Aufnahme von Verhandlungen und damit zur Anerkennung der Gewerkschaft als Tarifpartner genötigt.

Das Milieu der Hafendarbeiter dagegen prägte nicht so deutlich der Betrieb, sondern eher das Zusammenspiel von Arbeit, Arbeitsmarkt und außerbetrieblicher Lebenswelt in den überfüllten, homogenen Hafendarbeitervierteln. Entscheidend war hier die Diskrepanz zwischen einem riesigen, hochmobilen Arbeitskräftepotential und einer stark wechselnden, an der schnellen Abfertigung der Schiffe in Stoßzeiten orientierten Nachfrage nach Schauerleuten. Die Teilung der Belegschaften in fest Beschäftigte und »unständige« Tagesarbeiter erklärt die unterschiedliche Entwicklung von spontaner, militanter Konfliktbereitschaft und nur in Ansätzen vorhandener Bereitschaft zur gewerkschaftlichen Organisation (*Michael Grüttner*). Erfolgreiche Gewerkschaftspolitik im Hafen hieß Kontrolle des Arbeitsmarktes und möglichst gleichmäßige Verteilung knapper Arbeitsgelegenheiten, ein Ziel, das nicht ohne Konflikte innerhalb der Arbeiterschaft in eine konsensfähige Gewerkschaftsstrategie umzusetzen war und auch in der Zwischenkriegszeit gegen das Monopol des Hafenbetriebsvereins auf Auswahl der Stamm- und Gelegenheitsarbeiter nicht wirksam durchgesetzt werden konnte (*Klaus Weinbauer*). Autonomie der Hafendarbeiterkolonnen am Arbeitsplatz, eine auf Gelegenheitsarbeit ausgerichtete Lebensweise, stilisierte Kommunikations- und Umgangsformen im Betrieb und außerhalb, etwa in den Hafenkneipen, das waren die Grundzüge des Hafendarbeitermilieus und auch soziale Ressourcen für Gruppenbildung und Arbeitskampf. Dieses Milieu entwickelte sich in europäischen und nordamerikanischen Hafenstädten erstaunlich ähnlich (*Svend Aage Andersen*), während es sich von anderen Formen ungelerner Arbeit in verschiedenen Branchen, etwa von den Hilfsarbeitern in der Eisen- und Stahlindustrie, stark unterschied.

Insgesamt weisen die Hamburger Milieustudien in die Richtung, in die eine moderne Arbeitergeschichtsschreibung zukünftig verstärkt gehen könnte. Einzelne Ergebnisse fordern geradezu den Vergleich mit anderen Regionen und Branchen heraus: Die Analyse von Betrieb, Wohnviertel und Kultur unter dem Gesichtspunkt, welche Beziehungsmuster als soziale Ressourcen für Gruppenbildung und Organisation nutzbar waren, setzt die schon häufig konstatierte Erfahrung produktiv um, daß nicht die Schwächsten, von Not und Repression am meisten Betroffenen besonders organisations- und konfliktfreudig waren, sondern daß Konfliktfähigkeit ein Phänomen relativer Stärke war und Organisationsbereitschaft unter anderem von der Attraktivität und der Eignung von Gewerkschaften abhing, Interessen wirksam zu vertreten. Die Durchsetzungsfähigkeit von Interessenorganisationen, ihre Stärke an der Basis und ihr stark wechselnder Erfolg lassen sich zudem nicht ohne die Analyse ihrer Gegner, der Arbeitgeber, erklären (*Marina Cattaruzza*) und nicht ohne Rekurs auf Marktsituation, Konjunktur, Unternehmensstruktur und technische Entwicklung. Schließlich ist dieser Band der beste Beleg für die hohe Differenzierungs- und Erklärungskraft, die mit der Anwendung eines flexiblen Klassenkonzeptes verbunden sein kann, das solche Arbeitermilieus als immer nur historisch konkret zu fassende *Typen* von Klassenbeziehungen rekonstruiert und sie nicht als *Abweichungen* vom abstrakten Konstrukt einer »idealen Gesamtklasse« versteht.